

Philosophie-Essay 2013

„Es gibt überhaupt kein Dasein, das beständig wäre – weder das unsre ist es, noch das der Dinge. Samt Verstand rollen und fließen wir wie alle sterblichen Wesen ohne Unterlaß dahin. So lässt sich nichts Sicheres von einem aufs andere schließen, befinden sich Urteilende wie Beurteiltes doch in fortwährendem Wechsel und Wandel.“ (Michel de Montaigne: Essais II, 12. Apologie des Raymond Sebond. Frankfurt am Main 1998, S.299. Übersetzung Hans Stilett.)

Wasser und Feuer. Wasser löscht Feuer. Feuer verdampft Wasser. Für die meisten dürften diese beiden Elemente die wohl größten Gegensätze in der Natur sein. Doch was haben diese beiden Elemente gemeinsam?

Es ist jene Eigenschaft, welche zentral für Montaignes These ist: Beide befinden sich in stetem Wechsel und Wandel. Beide verändern sich laufend, von einer Sekunde auf die andere. Das Feuer wird größer und kleiner, lässt Funken fliegen oder ändert kontinuierlich seine Form. Das Wasser ändert seinen Aggregatzustand. Es fließt und baut Wellen auf, welche wieder tosend in sich zusammenfallen. Wer einmal am Meer oder vor einem Lagerfeuer saß, weiß, welche Faszination von dem steten Schaffen und Zerstören dieser Elemente ausgeht. Es entsteht das Gefühl, als könne man diesem Treiben Ewigkeiten zuschauen.

Auch Montaigne spricht vom **Wechsel und Wandel**. Allerdings meint er damit nicht das lodernde Feuer oder das rauschende Wasser. Nein, er meint damit jegliches Dasein. Für ihn ist alles – auch der Mensch – in ständiger Bewegung. Kein Mensch ist abends, wenn er zu Bett geht, derselbe wie morgens, wenn er aufsteht. Menschen machen laufend neue Erfahrungen, begegnen Menschen, interagieren, setzen sich mit eigenen und fremden Positionen auseinander, ändern ihre Einschätzungen und Urteile, treffen Entscheidungen, stellen die Weichen in ihrem Leben neu, lesen, reisen, erweitern so ihren Horizont. All diese Ereignisse haben Auswirkungen auf den Einzelnen und verändern ihn – mal schneller, mal langsamer.

Gravierender noch sind andere, grundlegendere Veränderungen: **Menschen** werden älter, schlüpfen in neue Rollen. Sie werden erwachsen, übernehmen neue Rollen in Beruf und Familie. Sie werden selbst Eltern, begleiten ihre Kinder beim Heranwachsen, ihre Rolle gegenüber den eigenen Eltern verändert sich ... Oder Unerwartetes tritt ein, scheinbare Sicherheiten gehen verloren: Krankheiten, Verlust und Tod können tiefe Einschnitte bedeuten und die Lebenssituation und damit den Betroffenen selbst verändern.

Der Mensch steht also keinesfalls außerhalb dieser Veränderungen, sondern er ist – um im Bild zu bleiben – das treibende Molekül im Wasser oder der im Feuer fliegende Funke.

Montaigne steht mit seiner Theorie keineswegs alleine da. Bereits der Vorsokratiker **Heraklit** formulierte eine These, welche der von Montaigne sehr ähnlich ist. Auch er war der Ansicht, dass nichts beständig, sondern alles im Fluss ist. Um seine Position zu erklären, benutzte er die auch oben verwendeten Beispiele vom brennenden Feuer und dem fließenden Wasser.

Zu Heraklit äußert sich auch noch ein anderer Philosoph: **Nietzsche**. Dieser versuchte, die Theorie von Heraklit mit dem Bildnis von zwei Ringern genauer zu erläutern. Heraklit war der Meinung, dass zu einem Gegenstand stets zwei gegensätzliche Eigenschaften gehören. Mal überwiegt die erste, mal dominiert die zweite. Genau dies wird durch den Ringkampf versinnbildlicht. Hierbei sind die zwei konkurrierenden Eigenschaften die zwei Ringer, welche mit ihren massigen Körpern aufeinanderprallen. Im Verlauf dieses Kampfes scheint zuerst der eine Ringer den Kampf für sich zu entscheiden, doch dann kann der andere Ringer wieder zurückkommen und schafft es, das Blatt zu wenden. Dieser Kampf zwischen jenen zwei Ringern – beziehungsweise zwischen den Eigenschaften – endet nie, und es wird auch nie einen Gewinner geben.

Genau wie beim Wasser und beim Feuer, welche zwei Gegensätze verkörpern, gibt es auch in der Philosophie selbstverständlich Philosophen, die einen anderen Ansatz als Montaigne oder Heraklit verfolgen.

Ein Beispiel hierfür ist **Platon**. Dieser vielleicht größte aller Philosophen ist gleichzeitig einer der wichtigsten Erkenntnistheoretiker. Seine Theorie setzte er unter anderem im sogenannten Höhlengleichnis ins Bild. Die Frage, in welcher er sich grundsätzlich von Montaigne unterscheidet, lautet: Kann der Mensch zur Erkenntnis kommen? Ja, sagte Platon. Nein, sagte Montaigne. Dadurch, dass nach Montaigne alles in Bewegung ist, „lässt sich nichts Sicheres von einem aufs andere schließen“. Es ist dem Menschen deshalb völlig unmöglich, das Wesen der Dinge zu begreifen und so zur Erkenntnis zu gelangen.

Bei Platon sieht der in der Höhle und in der Dunkelheit gefangene Mensch nur die Schatten der Dinge, jedoch nicht, wie sie wirklich sind. Gelingt es ihm, sich von seinen Fesseln zu befreien, so kann er diese dunkle Höhle verlassen und ans Licht gelangen: Nach einer Zeit der Eingewöhnung gelingt es ihm, das wahre Wesen der Dinge zu erkennen. Er kann also grundsätzlich zur Erkenntnis kommen. Überdies hat der Mensch bei Platon den Vorteil, dass er dieses Wesen bereits in der Ideenwelt gesehen hat. Aus heutiger Sicht sind Platons Theorien jedoch schwer nachzuvollziehen, so eindrucklich sein Bild des Höhlengleichnisses auch ist. Bereits sein Schüler **Aristoteles** sagte: „Zwar liebe ich Platon, mehr aber die Wahrheit.“

Folgen wir Montaignes Behauptung, dass der Mensch prinzipiell nicht zur Erkenntnis gelangen kann, müssen wir uns die Frage stellen: **Wieso denken, forschen und überlegen wir dann überhaupt? Wäre es nicht sehr viel sinnvoller, das Denken aufzugeben und Kräfte zu sparen?** Dies lässt sich mit einem klaren und einfachen NEIN beantworten. Die Unmöglichkeit, etwas Endgültiges wissen zu können, ist kein Grund, dem Denken den Rücken zu kehren. Im Gegenteil: Genau diese Tatsache sollte die Motivation zum Denken sein. Der Mensch soll reflektieren, er soll seinen Geist anstrengen und er soll die Dinge von allen Seiten betrachten. Nur von der Vorstellung, zu einem endgültigen, unumstößlichen Urteil kommen zu können, sollte er sich verabschieden.

Dazu kommt meiner Ansicht nach noch eine der wertvollsten Eigenschaften des Menschen: **Die Neugier**. Es wäre gegen die Natur des Menschen, sich durch Theorien wie die Montaignes abschrecken zu lassen und die Lust am Entdecken und Erforschen zu verlieren.

Vom kleinen Kind, welches seine Umwelt kennenlernt, über den Philosophie-Schüler, der einen Essay schreibt, bis hin zum Forscher, der die Tiefen des Wassers oder die Hitze des Feuers erforscht: Auch wenn keine abschließende Erkenntnis zu gewinnen ist, das ganze Leben lang sind wir dabei, zu forschen und zu lernen.